

NAVID
KERMANI
KÖLN
E JEFÖHL

C.H.BECK

Navid Kermani

Köln

E Jeföhl

C.H.Beck

Mit acht farbigen Abbildungen

Der Verlag C.H.Beck dankt dem Carl Hanser Verlag für die Erlaubnis, Texte aus Romanen von Navid Kermani abzudrucken (siehe Nachweise).

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten. Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.navidkermani.de

Umschlaggestaltung: geviert.com, Vivian Bencs

Umschlagabbildung: Blick auf Köln mit Groß St. Martin. Foto: Soroush H. Zargarbashi/Unsplash

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

ISBN Buch 978 3 406 85095 0

ISBN eBook (epub) 978 3 406 85096 7

ISBN eBook (PDF) 978 3 406 85097 4

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel sowie versandkostenfrei auf unserer Website

www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere Informationen.

Inhalt

Vorwort 7

Streifzüge 11

Heilige Kunst 31

Pietà in St. Kunibert	~ ~ ~ ~ ~	33
Muttergottes in der Rosenlaube	~ ~ ~ ~	37
Hiob auf dem Misthaufen	~ ~ ~ ~ ~	43
Die heilige Ursula	~ ~ ~ ~ ~	47
Eine Monstranz aus St. Kolumba	~ ~ ~ ~	50
Liebeszauber	~ ~ ~ ~ ~	55
Das neue Domfenster	~ ~ ~ ~ ~	59

Stadtgespräche 65

Vom Frieden. Über den zweiten Abstieg des 1. FC Köln 2002	~ ~ ~ ~ ~	67
Haben Sie denn genug Parkplätze? Der Streit um die Moschee	~ ~ ~ ~ ~	71
Am offenen Herzen. Nach dem Einsturz des Kölner Stadtarchivs	~ ~ ~ ~ ~	75
Offene Stadt. Für eine Akademie der Künste der Welt	~ ~ ~ ~ ~	80
Die Kölner Botschaft. Nach den Übergriffen der Silvesternacht am Kölner Hauptbahnhof	~	85

E Jeföhl, dat verbingk. Rede zum siebzigsten	
Geburtstag des 1. FC Köln ~ ~ ~ ~ ~	93
Diese Lieblosigkeit kenne ich nur von Köln.	
Zur Debatte um die Verwahrlosung ~ ~ ~	98

Kölner III

Konrad Adenauer ~ ~ ~ ~ ~	113
Rolf Dieter Brinkmann ~ ~ ~ ~ ~	122
Rupert Neudeck ~ ~ ~ ~ ~	128
Jaki Liebezeit ~ ~ ~ ~ ~	134
Ömer Özerturgut ~ ~ ~ ~ ~	139
Schreinermeister Hahn ~ ~ ~ ~ ~	145
Sibylle Severin ~ ~ ~ ~ ~	151

Mein Veedel 155

Nachweis der Erstveröffentlichungen 173

Verzeichnis der Abbildungen 175

Vorwort

Warum ich mit vier Jahren Fan des 1.FC Köln wurde, weiß ich bis heute nicht. Ich weiß nur, daß es die Saison 1971/72 gewesen sein muß, weil ich mich an die Trikots erinnere: das rote mit den langen weißen Ärmeln. Und weil ich die Mannschaft zu großen Teilen noch auswendig aufsagen kann: Im Tor Gerhard Welz und noch nicht Toni Schumacher, die Abwehr mit Kapellmann, Konopka, Weber und noch jemand anderem, im Mittelfeld Overath, Flohe, Cullmann, Simmet, vorne Löhr und Rupp. Das verlorene Pokalendspiel 1973 bescherte mir die ersten Tränen vor dem Fernseher, und mit dem Trainerwechsel trat danach der kleine dicke «Tschik» Čajkovski in mein Leben, den unmöglich jemand vergißt. Nicht Deutschland wurde ein Jahr später Weltmeister, sondern vor allem Wolfgang Overath.

Warum also bloß wurde ich Fan des 1.FC Köln? In Südwestfalen, wo ich geboren bin, hielt man entweder zu Borussia Dortmund oder Schalke 04. Die meisten Gleichaltrigen und einige Opportunisten wurden Fans von Bayern München oder Borussia Mönchengladbach, die den deutschen Fußball der siebziger Jahre dominierten. Klar, einem Meister zuzujubeln oder Günter Netzer ist einfach. Zum 1.FC Köln hingegen hielt in meiner Klasse und Nachbarschaft niemand. Lediglich von einem Lottobudenbesitzer in der Siegener Innenstadt hatte ich gehört, daß er Fan des 1.FC Köln sei, aber ich hatte kein Geld, um mir Lose zu kaufen, und sympathisch sah der Mann auch nicht aus. Warum also?

Ich vermute, es waren tatsächlich die Trikots, die den Ausschlag

gaben, vielleicht in Verbindung mit meinem Eigensinn. Jedenfalls begann im Alter von vier Jahren eine lange, später schwer geprüfte Liebe. Ich selbst begann, Fußball zu spielen, und auf allen Ascheplätzen des Siegerlandes trug ich grimmig den Geißbock auf der Brust. Das Double 78 war mein persönlicher Triumph über den Opportunismus, und drei Jahre später sah ich das erste Heimspiel, als Freunde meines älteren Bruders, die BVB-Fans waren, mich zu ihrem Auswärtsspiel mitnahmen. 1:0 gewannen wir, also ich, nicht sie. Als Rainer Bonhoff das entscheidende Tor schoß, jubelte im Gästefanblock ein einzelner schwarzhaariger Junge in Rot-Weiß. So bald nahmen mich die Freunde meines Bruders nicht mehr mit. Auf der Klassenfahrt schaute ich am Dom hoch und wußte, daß ich hier mal leben will. Zugegeben, es gibt ehrgeizigere Lebensziele als eine Dauerkarte fürs Müngersdorfer Stadion, aber leicht zu ergattern war sie dennoch nicht. In den Sitz habe ich mir meinen Namen eingravieren lassen, damit es auch jeder sieht.

Bin ich froh geworden in Köln? Ja, alles in allem schon. Nicht nur meine Siegerländer Verwandtschaft einschließlich der Eltern zog mir größtenteils hinterher, sondern auch mein ältester Freund, der, au Mann, Fan von Borussia Mönchengladbach ist. «Echte Fründe ston zesamme», heißt es in dem berühmten Lied der Höhner, «ston zesamme su wie eine Jott un Pott.» Ich heiratete eine Kölnerin und wurde Vater von Kindern, die in Köln geboren sind. Ich begann, Bücher zu veröffentlichen, und sah mich, ohne darüber nachzudenken, nach und nach auch als Chronist meiner Stadt. Jetzt noch fortzuziehen wäre für mich nicht nur literarisch ein Verlust. Es wäre auch, als würde ich mich einer Aufgabe entziehen, so vermessen das für jeden anderen klingen muß. So unendlich viele Schriftsteller sind wir in meiner Generation nicht in Köln.

Gefühlt mag es bergab gehen, seit ich in Köln lebe, aber das Gefühl hatten die Generationen vor mir auch bereits, siehe die Tagebücher von Rolf Dieter Brinkmann oder Heinrich Böll. Gefühlt ist die große Zeit von Köln seit tausend bis zweitausend Jahren vorbei. Literarisch

indes lassen sich aus dem Niedergang viel schönere Funken schlagen als aus dem Aufstieg, so daß ich mir zum Schreiben keine bessere Stadt wünschen kann, sofern ich im deutschen Sprachraum bleiben will. Und obschon mir als trockenem Westfalen der Karneval bis heute fremd geblieben ist und ich die pietistisch-calvinistische Prägung des Siegerlands leider nicht abstreifen kann, geht mir das Herz auf, wenn ich Willi Ostermann höre, den kölschen Frank Sinatra!, «Viva Colonia», «In unsrem Veedel», oder die Popband Annen-MayKantereit, die in der Generation meiner Töchter für das Kölngefühl steht.

Und was ist es, dieses Kölngefühl? Vielleicht ergibt sich aus der vorliegenden Auswahl eine Antwort darauf. Denn ja, Tommi, ich habe ebenfalls Heimweh, wenn ich zu lang auf Reisen bin. Auf Melaten haben wir ein Familiengrab, wo mein Vater bereits liegt.

Köln, Wieverfastelovend 2026

Navid Kermani

Streifzüge

Köln in dem Roman
«Das Alphabet bis S»

Abends Spaziergang am Rhein, stadteinwärts zur Stadt, um nicht ins Dunkle zu gehen. Vor der Hohenzollernbrücke jedesmal der Ärger über das Musicaltheater, das so lieblos, so improvisiert ist, ungelogen aus Containerkästen, wie es nur Köln mißlingt. Aber wie bei jedem Spaziergang und besonders den abendlichen bin ich keine dreißig Meter weiter überwältigt, wenn ich unter der Brücke wieder hervortrete und der Blick frei wird auf den gesamten Dom, die Ostseite vom Fuß bis zu den Turmspitzen hinauf. Schau, rufe ich dem Fotografen Daniel Schwartz zu, der aus der Schweiz zu Besuch gekommen ist, schau doch! Und wie wir beide in die Höhe schauen, fällt mir ein, daß der Fortschritt doch auch Schönheit bringt, nicht nur bessere Funktion. Warum das?, fragt Daniel, der das Abendland mindestens so sehr untergehen sieht wie ich. Diese Beleuchtung, erkläre ich, diese wunderbare Beleuchtung des Doms, die jede Kontur sichtbar macht, ohne aufdringlich zu sein wie die Lichtorgel am Musicaltheater, und doch so, daß der Dom noch von der Ferne über Köln leuchtet. Früher sah man den Dom abends überhaupt nicht, da sah man nur Schwärze bis morgens in der Früh. Wie herrlich der Dom nachts ist, noch viel überwältigender als bei Tag, das haben die Bewohner und Reisenden früher nicht einmal geahnt. Diese Schönheit verdanken wir dem Fortschritt, nicht der Natur und ebensowenig der Kunst allein.

Im Karneval verkommt das Viertel zu einem Urinal, das von Kotze verstopft ist; die Zeitungen schreiben bereits über die Enthemmung, die Oberbürgermeisterin zeigt sich Jahr für Jahr besorgt, auch ich selbst habe mich auf dem Bürgersteig zu einem Wutanfall auf die Männer hinreißen lassen, die ungeniert ihre Pimmel hervorholen, als flösse daraus Gold. Goldpimmelchen, nennen iranische Mütter ihre Söhne, *schombol talâ*. Schon gut, daß ich nur Schwestern habe.

Doch dann stehen wir auf der alljährlichen Flucht im morgendlichen Verkehr, und zwei Karnevalisten tanzen ausgelassen zwischen den Autos, der eine mit einer Papiertüte aus dem Supermarkt überm Kopf mit drei Schlitzten für Augen und Mund, der andere ein Orientale, der sich eine deutsche Perücke aufgesetzt hat, also blond, tanzen zwischen den Autos ohne Bierflaschen herum, aber die Bierflaschen wären plötzlich auch wieder in Ordnung, tanzen ohne Musik, singen dazu, hörbar nicht das gleiche Lied. Erst denke ich, sie wollen Geld wie an den Ampeln sonst die Jongleure, allein, sie strecken die Hände nicht aus, sondern tanzen weiter, während die Autos anfahren, und bleiben tanzend zurück, wie ich aus der Heckscheibe beobachte. Schön würde es in Colonia vielleicht auch.

~

Die gleiche Sonate klingt in einem kleinen Raum anders als in einer großen Halle, vor wenigen, von Abend zu Abend schon vertraut werdenden, geradezu verschworenen, musikverschworenen Zuhörern, und sie klingt auch anders, wie aus der Zeit gefallen, wenn du umgeben bist von religiösen Artefakten, viele Jahrhunderte alt: Im Museum Kolumba gibt Pi-hsien Chen inmitten der Ausstellung eine Serie von beinahe schon privaten Konzerten, jeden Monat eins, schon während meine Mutter im Hospiz war, gewidmet jeweils einem Komponisten, von Bach bis Schönberg. Mehr Konzentration und zugleich Ambiente geht nicht, und so sitzen wir Monat für Monat – wer einmal kommt, wird süchtig – durch Ikonen, Kruzifixe oder Reliquiare

mindestens zwei Meter voneinander getrennt, auch das Blickfeld durch die Exponate eingeschränkt, schließen die Augen oder blicken auf die Skulptur eines Gemarterten, eine Monstranz, ein gotisches Ziborium – und hören zu, eine Stunde, anderthalb, manchmal zwei, jeder für sich allein, doch wie durch eine elektrische Ladung mit allen anderen Hörern verbunden, verbunden selbst mit den Artefakten. Jeder Tastenschlag, aber auch jedes Knirschen des Parketts und jedes Umschalten der Klimaanlage, Öffnen einer Handtasche, Knistern eines Bonbonpapiers und erst recht ein Hüsterchen, das zum Glück niemand wagt, überträgt sich unmittelbar in dein Gehirn.

Und nicht nur die Umgebung dringt in die Musik ein, hier im Kolumba das Mittelalter, die vornehmlich katholische Kunst. Dasselbe Stück klingt anders, wenn du es von heute aus verstehst. Von der Neuen Musik kommend, Schülerin Stockhausens, spielt Chen einen Mozart, einen Scarlatti, selbst einen Schubert, der die Erfahrung der Moderne aufgenommen hat und gerade deshalb wie gereinigt wirkt, gereinigt von den bekannten Betonungen, Tempowechseln, Dramatisierungen. Jeden einzelnen Ton und jeden Widerklang legt sie frei, scheint über jeden Akkord kindlich zu staunen, macht jede Note unterscheidbar und zugleich in ihrem Zusammenhang erkennbar, verschafft selbst winzigsten Nuancen Achtung. Natürlich ist die Aufführung von ihrer besonderen Person wie auch von unserer Zeit geprägt, und doch ist es anders als bloße Interpretation, klingt etwas Früheres auf, eine Darstellung, eine Hörbarmachung mehr, als daß Chen sich einfühlt in die Musik. Gerade dadurch, durch ihre Modernität, korrespondiert ihr Spiel mit den Ikonen, Kreuzifixen oder Reliquiaren, insofern diese ebenfalls vorpsychologisch sind, nicht Subjektivität ausdrücken, sondern eine Idee, die für höher gehalten wird. So beschert uns das Kolumba eine, ja transzendente Erfahrung, wie sie in Gotteshäusern heute selten noch geschieht, und dem heiligen Köln eine notwendige flüchtige, nur von wenigen wahrgenommene Wiederkehr. Fast wünschte ich mir, immer so allein zu sitzen in einem Konzert, der nächste Hörer zwei Meter ent-

fernt, so daß niemand niemanden mehr berührt außer durch Musik. Und weiß doch, daß ich mich nach Nähe sehnte, wären alle so weit weg.

~

Dem Vater und dem Onkel, der ihm weiter in Köln beisteht, zeigen wir das neue Hafenviertel, zwei altgewordene Jungs. Wir kommen langsam voran, mit Sitzpausen und einem Cappuccino im teuren Café, zu dem sich der Vater im Überschwang hinreißen ließ; der Onkel genehmigte sich sogar am hellichten Tag ein Kölsch. Dennoch kommen wir weiter als gedacht, bis zum Ende der Promenade, der Vater trotz der Schmerzen in den Beinen und den Knien weich wie Pudding stets ein paar Schritte hinter dem Onkel, der mit meinem Sohn zugange ist.

Die Mutter träumte davon, wieder am Rhein spazieren zu können, und wären es nur ein paar Meter mit dem Rollator gewesen. Im Rollstuhl fuhren wir sie schon einmal aufs Dach des Krankenhauses, von wo ein Stückchen Wasser zwischen zwei Häusern zu erkennen war. Das war ein Fest!, wenn auch nur für zwei Minuten, weil die Mutter trotz Decke, Fleece-Jacke und Wärmflasche fror. Wen immer wir in der Stadt mit einem Rollator antrafen in jenen Monaten, in denen sie sich dagegen wehrte zu sterben, sie waren keine bedauernswerten Alten mehr, keine Schreckbilder, wie wir alle verkümmern, vielmehr Hoffnungsträger, Menschen mit noch erstaunlicher Lebenskraft, die bewiesen, daß sich der Kampf noch lohnt. Die Mutter gab erst mit der Antwort des Arztes auf, sie werde nie mehr allein aufs Klo gehen; beinah so schockiert wie über die Prognose schien sie über die Ehrlichkeit zu sein, mit der man in Deutschland zu einer Sterbenskranken spricht. Im Hospiz beeilte sie sich dann um so mehr; kaum da, war sie schon tot.

Als ich mit meinem Sohn die Plätze getauscht habe und also dreißig Meter vor dem Vater spaziere, fragt der Onkel, was meine Mei-

nung sei, als Gelehrte und Philosophin!, zu dem Vers Rumis und der Auffassung überhaupt aller Mystiker, daß es gelte, die *howwiyat* auszulöschen, also die eigene Persönlichkeit oder Identität. Sein Bruder, fügt der Onkel hinzu, sei überhaupt nicht einverstanden damit und behaupte, es komme im Leben auf die *howwiyat* gerade an, sonst habe der Mensch doch nichts und stehe nackt da. Nun, hebe ich an, weil der Onkel auf einer Antwort beharrt, nun, erst baue der Mensch das Haus auf, dann schaue er zu, je näher der Tod rückt, wie die Wände Risse bekommen, entferne das Dekor, trage die Ziegel mit eigenen Händen ab, oder die Mauern stürzten, brüchig geworden, von selbst ein. Am Ende gebe es kein Haus mehr, und das sei es, was die Mystiker anstreben, daß sie sich ohne Ballast auf den Weg machen, um frei vor ihrem Gott zu stehen, wenn nichts anderes mehr existiert. So gehöre beides zusammen und bedinge sich; um sich aufzulösen, müsse sich die *howwiyat* herausgebildet haben, und die Mystiker griffen dem Tod nur bereits im Leben vor. Gern trüge ich dem Onkel eine Strophe von Salvador Espriu vor, nur beherrsche ich sie nicht auswendig, geschweige denn, daß ich sie ins Persische übersetzen könnte, und das auch noch ad hoc. Statt Espriu erklingt am deutschen Rhein der Vierzeiler von Rumi, den der Onkel aus Kalifornien bereits auf der Beerdigung sang:

<i>Dastâram wa djobbah wa saram</i>	Mein Rock, mein Turban
<i>har se be ham</i>	und mein Kopf
<i>Gheymat kardand be yek deram</i>	Für weniger als einen Dirham
<i>tschizi kam</i>	wurden sie geschätzt;
<i>Naschnidasti to nâm-e man</i>	Du wirst meinen Namen
<i>dar âlam</i>	nicht vernehmen in der Welt,
<i>Man hitschkasam hitschkasam</i>	Ich bin Niemand, Niemand,
<i>hitschkasam</i>	Niemand!

Sein Bruder, fährt der Onkel nach einer Pause fort, in der das Gedicht verklingt, sein Bruder und mein Vater sei ein so eigener Charakter,

kein Wunder, daß er an seiner *howwiyat* festhalte, über ihn müsse ich ein Buch schreiben. Hab ich schon, antworte ich, und der Vater hat ordentlich geschimpft. Es geht doch nicht darum, ob es ihm gefällt, entgegnet der Onkel, es geht um das Buch, und wenn der Vater schimpft, dann, weil du etwas Wahres aufgeschrieben hast. Nein, es geht nicht um den Vater, denke ich, nicht um die Mutter, den Sohn, den Mann, der ausgezogen ist, es geht ausschließlich um das, was sie sagen, denken, wie sie von außen sind, ihre Wirkung, ihr Tun, denn sowenig wie Seifenblasen haben die Menschen einen Kern, oder der Kern ist nur Luft, deshalb keine Namen, keine Wesen, keine Physiognomien, keine Gesamtsicht, wie wenn du immer nur auf ihre Spuren siehst, niemals das genaue Alter, keinen Beruf, sondern allenfalls das Geschlecht, ja das Geschlecht muß sein, das wahrscheinlich noch im Staub zu ermitteln wäre, wieviel Jahre eigentlich, bis wir niemand, niemand, niemand sind? Die Literatur macht niemanden lebendig, sie verlängert nur den Tod.

Auf der Rückfahrt erzählt der Vater von der Hochzeit des Neffen, also des Sohns des Onkels, der auf die *howwiyat* nichts gibt und nun auf der Rückbank neben meinem Sohn sitzt. Eines der Enkelkinder, ein aufgewecktes Mädchen von elf, zwölf Jahren, sei zur Überraschung aller auf die Bühne getreten, um eine Rede zu halten. Alles sehr feierlich, die Familie der Schwiegertochter ehrbare Amerikaner, weiß, wohlhabend und liberal. Ladies and gentlemen, hob die Enkelin hütelnd an, sie habe noch etwas sehr Wichtiges zu verkünden, ein leider großes Problem. Allgemeine Irritation, erste Nervosität, was könnte das Problem sein? Well, fuhr die Enkelin mit todernster Miene fort, ihr Großvater – also mein Onkel –, ihr ehrwürdiger und weiser und anbetungswürdiger Großvater habe die schlimme Eigenschaft, daß er im Gehen ständig furze, it's a big problem. Betretenes Schweigen, konsternierte Blicke, ihre Mutter – also meine kalifornische Cousine – rannte ans Pult, um das Mädchen von der Bühne herunterzuholen, aber die beiden Jungs können sich, altgeworden, nicht halten vor Lachen, ein ums andere Mal wird die Enkelin im Auto zitiert:

It's a big problem. Ein schöner Tag, sagt mein Sohn vorm Schlafengehen, und das findet seine Mutter auch.

~

Nach Gott geseht, deshalb nach Groß St. Martin gegangen, wo Nonnen und Mönche jeden Tag fünfmal lange beten. Das Gehabe haben sie abgelegt, die Hierarchie, soweit es möglich ist, die Männerlastigkeit und den Prunk, so daß die Schönheit des Christentums zutage tritt, die Musik, die Liebe, die Anmut, auch der orientalische Ursprung und die Marienverehrung, also nicht gegen die Tradition, vielmehr in älterer Tradition. Nicht einmal Offenbach glaubt, daß Gott nur in der Kirche zu finden wäre. Du müßtest ihn genausogut in jedem anderen Haus antreffen, unter den Nachbarn und Passanten, auf der Straße, in deinen Büchern oder im Konzert. Du müßtest die Augen schließen und nur auf den Atem achten, den du nicht selbst hervorbringst, nicht einmal den, müßtest von allen Absichten absehen, warten, was auf die Leinwand der beiden Lider tritt, horchen ins Herz, bis du nicht mehr verstehst. Beten könntest du, natürlich solltest du beten, angeblich stillt das die Sehnsucht bereits. Du müßtest etwas Gutes tun oder lieben, und damit meint Offenbach Sex, besonders Sex, um eins zu sein mit allem, was lebt. Beim Sex erfahren selbst die Männer, daß Gott nicht männlich sein kann, sondern mindestens so sehr eine Frau. Was wohl seine rechtskatholischen Freunde dazu sagen? Gestern erst joggte ich quer durch die Stadt zum Botanischen Garten statt wie sonst am Rhein, nur um die ersten Blüten zu sehen, für Offenbach wäre das ebenfalls ein Gebet gewesen, gut, das Joggen wohl nicht, aber das Ziel. Vielleicht sehnte ich mich wegen der Hyazinthen nach Gott, die die Bäume in ein berauschendes Violett hüllten, oder weil ich die eigene Mutter vermisste, die in meinen Träumen nicht zornig ist wie die Fremde im Sarg. Ich bin nicht nach Groß St. Martin gegangen, weil ich glaubte, dort sei Gott und anderswo nicht. Ich bin dort hingegangen, weil ich wußte, daß dort Menschen sind, die sich eben-